

**Universität Hamburg**  
**Philosophisches Seminar**  
**SS 2002**

**Hauptseminar: Sartre: Das Sein und das Nichts**

**Prof. Dr. Dorothea Frede**

**Abgegeben von :  
Jan Dierk Fahning  
Bornstr. 14  
20146 Hamburg**

**Ein Vergleich des Seinsbegriffes von Parmenides mit dem Seinsbegriff von Sartre**

**Inhalt:****1. Sartres Biographie****2. Vom Begriff des Phänomens****3. Vom Phänomen zur Ontologie****1. Sartres Biografie**

Jean Paul Sartre wurde 1905 in Paris als Sohn eines Marineoffiziers geboren. Zwischen 1924 und 1928 studierte er Psychologie, Philosophie und Soziologie an der École Normale Supérieure in Paris. In dieser Zeit begann auch seine intensive Beziehung mit Simone de Beauvoir. 1934 erhielt Sartre ein Stipendium am Institut Français in Berlin, wo er sich vor allem mit der Philosophie Nietzsches, Husserls und Heideggers beschäftigte. Im 2. Weltkrieg wurde Sartre Kriegsgefangener der deutschen Wehrmacht. 1941 veröffentlichte er sein philosophisches Hauptwerk „Das Sein und das Nichts“. Zwischen 1942 und 1944 war Sartre aktiv in der französischen Résistance, die gegen die deutsche Besatzungsmacht agierte. Während dieser Zeit war er als Philosophielehrer in Paris tätig. Als überzeugter Marxist trat Sartre 1952 in die kommunistische Partei Frankreichs ein. Im Jahr 1959 veröffentlichte er sein zweites philosophisches Hauptwerk, die „Kritik der dialektischen Vernunft“. 1965 lehnte Sartre den Nobelpreis für Literatur aus „persönlichen und objektiven“ Gründen ab. Am 15. April 1980 starb er in Paris.

Sartres Philosophie ist geprägt vom Leitgedanken der *Totalität*. Für Sartre bedeutet die Totalität, dass der Mensch sich in jedem Verhalten als Ganzes ausdrückt. Dieses Ganze ist jedoch nicht als summatorisches Ganzes und demzufolge als bloße Aneinanderreihung menschlicher Eigenschaften zu verstehen, sondern als *gleichzeitig* Ganzes. Jedes menschliche Verhalten enthüllt eine menschliche Eigenheit vollständig.<sup>1</sup> Dementsprechend ist es für Sartre nicht möglich, die Gedanken seiner Philosophie in eine abstrakte Gedankenwelt zu verbannen. Sartre war stets ernsthaft bemüht, seine Philosophie auch zu leben. Er bezeichnete die Totalisierung als sein *eigenes* Projekt, das konkret umgesetzt als Beispiel für das, was er meinte, gelten sollte. Seine Begeisterung

---

<sup>1</sup> „Die Totalität ist bestimmbar als das Gebilde, das ... sich in einer oder der anderen Form vollständig in jedem dieser Teile wiederfindet...“ Jean Paul Sartre: Kritik der dialektischen Vernunft, Band 1, Rowohlt Verlag Reinbek 1967 S. 46

für den Marxismus und seine Mitgliedschaft in der kommunistischen Partei sind, unter diesem Aspekt betrachtet, eine gelebte Umsetzung seiner philosophischen Ansichten. Der Kommunismus kam für ihn noch am ehesten dem Ideal eines auskömmlichen menschlichen Miteinanders nahe. Sartre legte ferner eine besondere Vielseitigkeit in der Darstellungsform seiner Gedanken an den Tag. Er produzierte nicht nur philosophische Abhandlungen, sondern auch eine nicht unbeträchtliche Menge an Theaterstücken (Geschlossene Gesellschaft), Prosa und Romanen (Der Ekel). Die Ursache für die Wahl unterschiedlicher Medien dürfte sein Bestreben gewesen sein, nicht nur sich selbst, sondern auch die Mitmenschen in Ihrer Totalität und so als Ganzes, ansprechen zu wollen.

Neben dem Leitgedanken der Totalität fühlte Sartre sich dem *Existenzialismus* verpflichtet. Auch hier steht der Mensch im Mittelpunkt. Einzig der Blickwinkel des einzelnen Menschen und das hieraus gewonnene Weltbild können im Existenzialismus verlässliche Informationen über die Welt liefern, schließlich begegnet der Mensch der Welt mit seiner eigenen - auch emotionalen - Befindlichkeit. Nach Sartres Auffassung wird ein Objekt von zwei Menschen unterschiedlich wahrgenommen. Das Objekt lieferte ihm demnach keine objektive Information über die Welt, sondern es war notwendig, zunächst einmal sich selbst als Menschen zu befragen und so seine Stellung in der Welt zu klären. Hier ist sicherlich ein zweiter Ausgangspunkt von Sartres Denken zu finden.

Eine Beurteilung seines Denkens sollte insofern stets seinen Einsatz für die „Sache des Menschen“ im Hinterkopf behalten. Folgerichtig näherte Sartre sich in seinem philosophischen Hauptwerk „Das Sein und das Nichts“ zunächst den Prinzipien des menschlichen Bewusstseins. Erst im zweiten Schritt erstellte Sartre seine Ontologie.

## 2. Vom Begriff des Phänomens

In „Das Sein und das Nichts“ stellt Sartre seine Unternehmung so an, dass er die Strukturen unseres Bewusstseins aufzudecken sucht und damit Rückschlüsse auf die Arten des Seins, also derjenigen ontologischen Elemente erlaubt, die wir aufgrund der aufgefundenen Strukturen *anzunehmen verpflichtet* sind.

Im Vorwort der Abhandlung schafft Sartre eine Grundlage, auf dessen Boden eine phänomenologische Ontologie überhaupt erst möglich wird. Dabei macht er einen Rückgriff auf wesentliche Vertreter der relevanten geisteswissenschaftlichen Entwicklung, wie Husserl und Heidegger, die wichtige Gedanken im Bezug auf die Problematik lieferten.

Zunächst richtet sich Sartre gegen den Dualismus von *Sein (être)* und *Erscheinen (apparence)*, der in der Philosophie, häufig Geltung beansprucht. Kant als Vertreter dieser kritizistischen Auffassung unterscheidet die *Erscheinung*, die der Sinnesempfindung gegeben ist vom *Ding an sich*, weil „das worinnen sich die Empfindungen allein ordnen, und in gewisse Form gestellt werden können, nicht selbst wiederum Empfindung sein kann, so ist uns zwar die Materie aller Erscheinungen nur a posteriori gegeben, die Form derselben aber muß zu ihnen insgesamt im Gemüte a priori bereitliegen.“<sup>2</sup> Der Dualismus von Sein und Erscheinen geht davon aus, es gäbe eine äußerliche Hülle, nämlich die *Erscheinung*, welche den Charakter habe, auf ein Geheimes, Verborgenes, das ihr innewohnt, zu verweisen. Man könnte sogar so weit gehen zu sagen, die Erscheinung werde zu einem Negativum herabgewürdigt, nämlich zu dem, was das Sein *nicht* ist. Das Innere, der wahre Kern einer Erscheinung, nämlich das *Sein* ist nicht direkt zugänglich. Es kann nur mittelbar ein Zugang zum Sein einer Erscheinung gefunden werden.

Sartre löst diesen Dualismus auf, indem er die Erscheinung als „volle Positivität“<sup>3</sup> setzt. Das heißt die Erscheinung verbirgt nichts, es wird auf nichts, was hinter der Erscheinung stecke verwiesen, alles was an der Erscheinung dran ist, ist vollkommen offenbar. Diese total sich offenbarende Erscheinung ist das *Phänomen*. Die Annahme, die dieser Herangehensweise zugrunde liegt ist die, dass die Welt genau so ist, wie sie sich durch die Strukturen des Bewusstseins enthüllt. „Es versteht sich, dass dieses Sein (das Bewusstsein (d. Verf.)) kein anderes ist als das transphänomenale Sein der

<sup>2</sup> Immanuel Kant. Kritik der reinen Vernunft Meiner Verlag 1956 B34

<sup>3</sup> Jean Paul Sartre: Das Sein und das Nichts Rowohlt Verlag Reinbek 1993 S. 10

Phänomene und nicht ein noumenales Sein, das sich hinter ihnen versteckte.“<sup>4</sup> Es liegt hier, dies sei ebenfalls bemerkt, ein Gegensatz zum Empirismus (Idealismus) von Hume und Berkeley vor, die von den Sinneswahrnehmungen ausgingen und so ihre Schlüsse zur Stellung des Menschen in der Welt zogen. Die Überwindung der dualistischen Auffassung ist ein wichtiger Schritt des modernen Denkens, der von Husserl eingeleitet und von Heidegger fortgeführt wurde. Mit ihr konnten, wie wir sehen werden, einige philosophische Verlegenheiten gelöst werden.

Die Auflösung des Dualismus von Sein und Erscheinung und Neusetzung der phänomenologischen Positivität muss, wie Sartre anführt, im Bezug auf ein Subjekt gedacht werden, denn das Phänomen verweist wesensmäßig auf jemanden, dem sich das Phänomen zeigt. „So verwies das *percipi* auf das *percipiens* – das Erkannte auf die Erkenntnis und diese auf das erkennende Sein, insofern es *ist*, nicht insofern es erkannt ist, das heißt auf das Bewusstsein.“<sup>5</sup> Das Bewusstsein ist stets ein Bewusstsein *von* etwas. Das Phänomen erscheint *für* ein Bewusstsein. Es setzt folglich eine Subjektivität voraus.

Setzt man Subjekt und Phänomen in eine Beziehung zueinander, dann wird der Bedeutungsgehalt des Phänomens, wie Sartre anführt folgendermaßen berührt: Geht man davon aus, jeder Mensch, der ein Phänomen wahrnimmt, habe seine eigene Perspektive und ferner, diese Perspektive könne sich - und somit das Wahrgenommene eines Phänomens - entsprechend der eigenen Befindlichkeit ständig ändern, dann ist das Phänomen stets ein *relatives*, das dem wahrnehmenden Subjekt erscheint. Sartre bezieht sich hier auf Husserls transzendente Reduktion<sup>6</sup>, die die Einsicht berücksichtigt, dass jede Art von Realität nur für ein Bewusstsein existiert.<sup>7</sup> Damit wird ein Punkt erreicht, an dem sich das Phänomen dem Subjekt, seiner sich ständig ändernden Befindlichkeit gemäß, in *unendlich* vielen Manifestationen präsentieren kann.

Sartre fragt weiter, ob das Phänomen ein Unendliches sei, dem wir nie vollständig habhaft werden können? Dies muss man zunächst bejahen. In der Phänomenologie, wird die Erscheinung - dies ist ja ihr Charakteristikum - als objektiv gesetzt und deshalb ist es für das Subjekt undenkbar, die *Gesamtmenge* aller möglichen Erscheinungen zu erfassen. Um dies zu tun, müsste es die Gesamtmenge seiner möglichen subjektiven

---

<sup>4</sup> Jean Paul Sartre: Das Sein und das Nichts Rowohlt Verlag Reinbek 1993 S. 37

<sup>5</sup> a. a. O. S.18

<sup>6</sup> Die transzendente Reduktion klammert die sog. „Generalthesis der natürlichen Einstellung“ aus. Der naive Glaube, es gäbe eine wirklich seiende Welt wird abgelehnt. Die Welt wird, ausgestattet mit einem tieferen Sinn, mittels der transzendentalen Phänomenologie zurückgewonnen.

<sup>7</sup> Hans Joachim Störig: Kleine Weltgeschichte der Philosophie 2 Fischer Verlag 1971 S. 273

Befindlichkeiten auf das Phänomen projizieren können. Dies ist nicht möglich. Von der Erscheinung her gedacht müsste eine summatorische Zählung der Erscheinungen zu einer umfassenden Erkenntnis führen können, doch da die Erscheinung nie vollständig als Reihe auftreten kann und somit stets ein nicht erkannter Rest verbleiben würde ist auch dies nicht möglich.

Um hier dennoch zu einer Erkenntnis des Phänomens zu gelangen, fordert Sartre die *Transphänomenalität* des Objektes. Damit das Subjekt eine Erkenntnis vom Phänomen haben kann, muss es den Prozess des Erkennens durch den Akt des Transzendierens selber vollziehen. Nur im selbsttätigen Vollzug des Erkennens kann die infinite Erscheinungsreihe auf eine neue Stufe gehoben werden. Durch den Akt des Transzendierens eignet sich das Subjekt das Erkannte *vollständig* an. Das Subjekt muss das Phänomen auf die Regel hinter der Erscheinung hin *transzendieren*. „Es muss das Rot über seinen Eindruck von Rot erfassen. Das Rot, das heißt die Regel der Reihe,...“<sup>8</sup> Die Regel einer Erscheinung ist ihrem Wesen nach endlich. Die Möglichkeit des Transzendierens auf die (endliche) Regel einer Erscheinung hin, fordert als eine Notwendigkeit, dass ein Objekt die Reihe seiner Erscheinungen als *unendlich* setzt. Erst dann kann das Subjekt eine Erscheinung auf die Regel hinter der totalen Reihe (hin) transzendieren. Aus Sicht des Subjektes ist die *transphänomenale Seinsdimension* des Objektes gefordert. Der Gegensatz von Endlich und Unendlich erzeugt daher eine innere Spannung am Phänomen, die Erkenntnis erst ermöglicht.

Ein weiteres Argument Sartres erscheint in diesem Zusammenhang wichtig. Sartre meint, es wäre absurd anzunehmen, alle Glieder einer Reihe von Gegebenheiten könnten zugleich anwesend sein. Genau genommen wäre das Gegebene in diesem Moment durch keinerlei Eigenschaft von der Subjektivität zu unterscheiden. Damit wäre die Eigentümlichkeit des Gegebenen als *Seiendes*, im Unterschied zum Sein des Subjektes nicht mehr kennzeichenbar. Mit anderen Worten, der Umstand „der Reihe von Gegebenheiten sich selbst prinzipiell als unendlich zu setzen“<sup>9</sup>, schafft die Voraussetzung für ihre *Gegebenheit als Seiendes*. Implizit zielt Sartre in diesem Punkt bereits auf eine Konstitution der einzelnen Gegebenheit als Seiendes im Gegensatz zur Gesamtheit der Gegebenheiten ab.

Da ein Objekt die Reihe seiner Erscheinungen als unendlich setzen muss, um die Möglichkeit der Transzendenz zu schaffen, stellt sich aus der Sicht des Objektes eine spezielle Schwierigkeit dar: Wie sollte eine Erscheinung ihre Endlichkeit - wenn sie

---

<sup>8</sup> Jean Paul Sartre: Das Sein und das Nichts Rowohlt Verlag Reinbek 1993 S. 12

denn endlich wäre - anzeigen? Eine Erscheinung, die endlich ist, so meint Sartre, muss sich selbst in ihrer Endlichkeit anzeigen.<sup>10</sup> Dies ist allerdings nicht unproblematisch, denn damit die Endlichkeit als Struktur sichtbar werden kann, muss die Erscheinung, dem bisher dargestellten folgend, über die unendliche Reihe ihrer möglichen Erscheinungen hin transzendierte werden. Nur so kann, wie wir gesehen haben, das Subjekt die Regel der Erscheinung erkennen. Will das Subjekt die Endlichkeit als Regel einer Erscheinung erkennen, so wird es vor eine Unmöglichkeit gestellt: Die Erscheinung wäre sowohl endlich, als auch unendlich.

Um dieser Aporie zu entgehen, setzt Sartre das *Drinnen und Draußen*.<sup>11</sup> Das Drinnen und Draußen unterscheidet sich vom Dualismus des Kritizismus, von dem vorher die Rede war insofern, als es vollkommen offenbar ist. Das heißt keine Seite des Drinnen und Draußen ist verborgen, sondern es werden lediglich zwei unterschiedliche Perspektiven desselben Gegenstandes erkennbar. Eine Erscheinung ist ganz *drinnen*, insofern sie selbst auf sich verweist, also einen möglichen Aspekt ihrer selbst anzeigt: In dem hier dargelegten Fall ist die Endlichkeit ein Glied der totalen Reihe, eine Erscheinung, die dem *transphänomenalen* Vorgang des In-Bezug-Setzens auf Regel und Struktur unterzogen werden kann. Die Endlichkeit als Phänomen kann als ganz innerer Prozess, auf ihre strukturelle, also wesensartige Eigenschaft endlich zu sein, bezogen werden. Die Endlichkeit als Erscheinung kann sich jedoch nicht selbst vollständig in Erscheinung setzen.<sup>12</sup> Die Endlichkeit als Struktur dagegen ist einer vollständigen, also einer umfassenden Archivierung aller Wesensmerkmale von Endlichkeit zugänglich. Dieser Prozess bleibt ein *innerer*, weil er die Frage nach dem Wesen von Transphänomenalität *nicht berührt*.

Die Erscheinung ist ganz *draußen* von der Reihe her, weil die totale Reihe der Erscheinungen sich niemals vollständig manifestieren können. Auf dieser Ebene ist die Erscheinung der Endlichkeit fremd, da sie diese faktisch nicht realisieren kann.

Kurz zusammengefasst hat Sartre die Dualismen des Kritizismus durch den Begriff des Phänomens ersetzt, der im Spannungsfeld von endlich und unendlich steht. Das Wesen der Erscheinung widersetzt sich keinem Sein mehr. Es gilt nun das Sein dieses Erscheinens, ontologisch zu fundieren.

---

<sup>9</sup> a. a. O. S. 12

<sup>10</sup> Jean Paul Sartre: Das Sein und das Nichts Rowohlt Verlag Reinbek 1993 S. 12-13

<sup>11</sup> a. a. O. S. 13

<sup>12</sup> Wie wir gesehen hatten, um transphänomenal sein zu können, muss sie unendlich sein und wenn sie unendlich ist kann sie nicht komplett in Erscheinung treten, weil immer ein noch nicht erkannter Rest übrig bliebe, welcher der Erkenntnis entgeht.

### 3. Vom Phänomen zur Ontologie

Es ist recht ungewöhnlich, eine Ontologie aufzustellen, indem man die Phänomene des Bewusstseins untersucht, also die Art und Weise, wie die Welt dem Menschen erscheint. Der Phänomenologe, dessen Erkenntnisquelle die Erscheinungen sind, fragt üblicherweise nicht danach, ob eine Erscheinung wahr oder falsch ist oder ob sie Realität oder Illusion ist. Genau dieses aber sollte die Aufgabe einer Ontologie sein. Sie soll quasi eine Liste aller „Gegenstände“ liefern, die real in der Welt zu finden sind. Hierzu zählen Konzepte die unsere Erfahrung ordnen, wie das der Kausalität, der Existenz, der Identität und der Differenz. Diese Liste sollte keine bloß summatorische Aufzählung sein, sondern eine Liste der „Gegenstände“, die wir annehmen *müssen*. Das heißt, die Anzahl der ontologischen Gegenstände soll möglichst gering sein und die Gegenstände sollten die Eigenschaft haben, nicht mehr auf ein ihnen logisch vorausliegendes Element zurückführbar, also *irreduzibel*, zu sein. Die Erscheinungen der Phänomenologie stehen nach Ansicht vieler Philosophen im Gegensatz zu den „realen“ Dingen der Welt. Deshalb, so sagen Kritiker, kann es keine phänomenologische Ontologie geben. A. C. Danto hält dem entgegen, dass der Phänomenologe kein rein deskriptiver Aufzeichner von Phänomenen sei, ihn interessierten vielmehr die *Strukturen* des phänomenologischen Feldes.<sup>13</sup> Stößt der Phänomenologe in seinen Forschungen auf nicht mehr eliminierbare, also irreduzible Phänomene, dann hat er ein ontologisches Element aufgespürt.

Der Programmatik Sartres entsprechend kann eine Fundierung des Seins nur vom Phänomen ausgehen. Das Phänomen muss auf sein Sein hin befragt werden. Sartre setzt die Gegebenheit des Phänomens und damit der Welt bereits voraus. Andererseits ist es ebenso möglich zu sagen, erst das Bewußtsein schaffe die Welt im Sinne einer *creatio ex nihilo*. Die Position Husserls, der die Welt als „intentionale Leistung der Subjektivität“<sup>14</sup> bezeichnet, nimmt diesen Aspekt mit auf. Damit will Husserl allerdings nicht die apriorische Existenz der Welt bestreiten wie es Berkeley tat. Dieser meinte bekanntermaßen, alles was den Sinnen gegeben ist, sei nur ein Phänomen des Bewußtseins. Das Sein der Dinge besteht im Idealismus nur in ihrem Wahrgenommenwerden, dem *esse est percipi*. Husserls Interesse liegt vielmehr im

---

<sup>13</sup>Arthur C. Danto: Sartre, Steidl Verlag Göttingen 1992, S. 49

Vorgang des *Erschließens* einer Gegebenheit was man als Komplex von *Gegeben-Erschlossenem* auffassen kann. An dieser Stelle erklärt sich die Forderung Sartres nach der Transphänomenalität des Phänomens. Erst die Transphänomenalität ist diejenige Eigenschaft des Phänomens, welche es dem Subjekt ermöglicht, den Akt des Transzendierens selbst zu vollziehen.<sup>15</sup> Der Akt des Transzendierens ermöglicht die Erkenntnis der so erschlossenen Gegebenheit.

Ausgehend von der Gegebenheit des Phänomens ermittelt Sartre zunächst, in welchem Verhältnis das Sein einer Erscheinung zu dieser steht. „Ist es selbst eine Erscheinung?“<sup>16</sup> Zunächst lassen sich nur negative Aussagen über das Sein treffen: Es verdeckt oder offenbart das Objekt nicht, es hat also keine objektmodifizierende Eigenschaft. Es ist keine erfassbare Qualität und auch nicht der Sinn des Objektes. Positiv charakterisierende Befunde sind hier schwerer zu benennen. Das einzig feststehende ist, dass das Sein *ist*, es ist „das Sein-zum-Enthüllen und nicht enthülltes Sein.“<sup>17</sup> Natürlich kann das Objekt, wie auch Heidegger betont, jederzeit auf das Ontologische hin überschritten werden. Leider verliert das Subjekt in diesem Fall das ursprünglich betrachtete Phänomen aus den Augen. Dies liegt daran, dass es seinen Blick abwendet vom ursprünglich betrachteten Phänomen und anstattdessen hinleitet auf den Komplex von Seinsphänomen des Phänomens und Sein des Seinsphänomens. Insgesamt führt uns dies nicht wesentlich weiter. Das Seinsphänomen ist jetzt Enthülltes und bedarf wiederum eines Seins (Sein des Seinsphänomens) als Bedingung der Enthüllung. Der Versuch des Subjekts, das Sein direkt in das Blickfeld zu bekommen endet im infiniten Regreß, bei dem sich das Sein dem Subjekt immer wieder entzieht. Es ist somit auf diesem Wege nicht möglich dem Sein des Phänomens habhaft zu werden.

Sartre versucht es nun anders. Er überschreitet das Phänomen auf eine andere Richtung hin. Er fragt nicht nach dem Sein des Phänomens, sondern nach demjenigen, dem das Phänomen erscheint. Dies ist das erkennende Subjekt, also das Bewußtsein das nun auf sein Sein hin befragt wird.

Dieser entscheidende Gedankengang Sartres, der uns eine Konstitution und Bestimmung des Bewußtseins einträgt, geht folgendermaßen vonstatten: Eine seinsmäßige Begründung oder Konstitution von Erkanntem aus dem Erkanntem heraus

---

<sup>14</sup> E. Husserl. Ideen zu einer reinen Phänomenologie Hrsg. K. Schuhmann, Den Haag 1976 S. 106

<sup>15</sup> vgl. auch S. 7 oder wie?

<sup>16</sup> a.a. O. S. 14

<sup>17</sup> a.a. O. S. 16

ist absurd. Dies würde bedeuten, es gäbe etwas Erkanntes ohne ein Erkennendes. Es kann nur Erkanntes geben, wenn es etwas gibt, dem sich das Erkannte offenbart. Das Erkannte verweist also auf das Subjekt. Vom Erkannten aus gedacht verweist es genauer gesagt auf das transphänomenale Sein des Subjektes, denn wie wir gesehen haben,<sup>18</sup> ist die Transphänomenalität die Bedingung des Überschreitens auf die Erscheinung - in diesem Falle eben des Subjektes - hin. Es ist somit festzuhalten, das Subjekt besitzt eine transphänomenale Seinsdimension, die sich aus dem Erkannten heraus fundieren läßt. Denken wir wieder vom Subjekt her, so dürfen wir sagen, die transphänomenale Seinsdimension ist das Bewußtsein. Dies liegt daran, dass die transphänomenale Überschreitung des Subjektes auf die Erscheinung hin, Erkenntnis – und zwar hier von sich selbst als Bewußtsein - vermittelt.

Husserl zeigte das Bewusstsein ist stets Bewusstsein *von* etwas.<sup>19</sup> Das Bewusstsein bezieht sich stets auf ein ihm äußerliches, denn alles worauf sich das Bewußtsein beziehen kann, ist ihm äußerlich. Bezieht es sich auf sich selbst, so ist es sich selbst äußerlich. Auf diesem Wege wird klar, das Bewußtsein hat selbst keinen Inhalt, es ist lediglich Bedingung für das Erkennen. Sofern das Bewußtsein sein Vermögen einsetzt, die Bedingung für das Erkennen zu ermöglichen, *setzt* es die Möglichkeit der Welt (für mich). "Der erste Schritt einer Philosophie muß also darin bestehen, die Dinge aus dem Bewußtsein zu verbannen und dessen wahres Verhältnis zur Welt wieder herzustellen, daß nämlich das Bewußtsein setzendes Bewußtsein *von* der Welt ist."<sup>20</sup>

Auf diesem Wege, so muss man hervorheben, lässt sich nicht die Existenz der Welt beweisen, wohl aber, so meint Sartre, die Existenz der Welt *für mich*. Der Beweis einer Existenz der Welt unabhängig vom Bewußtsein müsste ja, wie wir bereits gesehen hatten, ihr Sein von der Erscheinung her begründen, was im infiniten Regreß endete.

Alternativ vorstellbar wäre auch ein „doppelt leeres Bewußtsein“. Nämlich ein *nicht* setzendes Bewußtsein, das inhaltlos ist in dem Sinne wie Sartre und Husserl es verstehen und „leer“, insofern es *nicht* setzend ist und sich daher auf keine Erscheinung bezieht. Wenn die Notwendigkeit des Setzens nicht begründbar ist, dann wäre das Bewußtsein nur *Potenz* des Setzens *von* Welt. Es wäre also frei in der Umsetzung seines Vermögens. Mit dieser Vorstellung wären Sartre und Husserl sicherlich nicht einverstanden, weil sie beide meinen, Bewußtsein wäre stets ein Bewußtsein von etwas. Ein Bewußtsein das wie in diesem Alternativvorschlag ein Bewußtsein von Nichts

---

<sup>18</sup> vgl. auch S. 8 oder so?

<sup>19</sup> E. Husserl, Cartesianische Meditationen II, Martinus Nijhoff, Haag 1950, S. 71

<sup>20</sup> a. a. O. S. 19

wäre, wäre kein Bewußtsein. Interessant ist dieser Gedanke insofern, als er das Entstehen von Welt für mich als meine *intentionale* Entscheidung verstehbar machen würde. Dies läßt die Kontingenz meines Daseins in einem neuen Licht erscheinen. Das „von“ Welt bedeutete jede beliebige Welt, also den allgemeinst denkbaren Begriff von Welt und wäre nicht auf die uns bekannte(n) Welt(en) beschränkt.

Das Bewußtsein wurde bisher als inhaltsleeres Weltherstellendes dargelegt. Damit das Bewußtsein das Attribut des bewußten Seins tatsächlich verdient muß es als *sich seiner selbst bewußt* expliziert werden. Der Versuch dies genauer zu tun verweist auf eine logische Schwierigkeit: Das Bewußtsein muss rein logisch ein Bewußtsein vom Bewußtsein von Welt sein. Das erste oder letzte Glied müsste ein Bewußtsein sein, denn sonst wäre es kein Bewußtsein. Dieses Glied muß sich selbst wiederum bewußt sein nämlich als Bewußtsein des Bewußtseins vom Bewußtsein von Welt<sup>21</sup>, sonst wäre es kein Bewußtsein und so fort. Dies ist die logische Hürde des infiniten Regresses. Er kann nur durch ein unpaares letztes Glied des Bewußtseins von sich überwunden werden.

Sartre kennzeichnet das Bewußtsein als paarige Einheit von „unbewußtem“ *nicht-thetischen*, Wahrnehmung seiendem Bewußtsein und *thetischem*, hierrauf reflektierenden Bewußtsein dieses Bewußtseins. Erläutert wird das Wahrnehmung seiende, nicht-thetische Bewußtsein von Sartre am Beispiel des Zählens. Das Zählen einer Menge von Zigaretten in der Schachtel liefert ein Ergebnis, dessen man sich während des Zählens bewußt wird. Man hat allerdings kein Bewußtsein vom Akt des Zählens da es lediglich auf das Ergebnis ankommt und nicht auf den Status des zählenden Subjektes. Insofern ist das Bewußtsein nicht thetisch. Reflektiert das thetische Bewußtsein dann auf das nicht-thetische Bewußtsein das beim Zigarettenzählen einen Zahlenwert ermittelt hatte, dann kommt der Akt des Zählens (bzw. das Bewußtsein des zählenden Bewußtseins) zu Bewußtsein. „Wir verstehen jetzt, warum das erste Bewußtsein von Bewußtsein nicht setzend ist: es ist ja eins mit dem Bewußtsein, von dem es Bewußtsein ist.“<sup>22</sup>

Mit dem Bewußtsein zum Bewußtsein oder wie Sartre es nennt, dem präreflexiven Cogito will er die logischen Sackgassen vom Primat der Erkenntnis umschiffen. Das Bewußtsein neige stets dazu das präreflexive, nicht thetische Bewußtsein umzudeuten und daraus ein kartesisches cogito zu machen. Aus diesem Grunde benennt Sartre die Möglichkeiten einer Fehldeutung noch einmal explizit:

---

<sup>21</sup> idea ideae ideae

Man dürfe den gerade gewonnenen Bewußtseinsbegriff nicht als eine *Qualität* begreifen, die man nun einem erkennend-erkannten anhängen könnte. Wir dürfen also nicht sagen: Die Wahrnehmung von sich als setzendes Bewußtsein des Bewußtseins die Anzahl von Zigaretten in dieser Schachtel gezählt zu haben würde den Akt des Zählens in irgendeiner Weise hervorheben und auszeichnen vor anderen Akten des Bewußtseins. Umgekehrt dürfen wir auch nicht sagen, das setzende Bewußtsein des Bewußtseins des Zählens wäre etwas, das dem Bewußtsein des Zählens im Nachhinein abgewonnen werden könnte. Auch so würde es zur *Qualität*. Jede Tätigkeit des Bewußtseins hier eine logische Differenz einzuführen führt unweigerlich zurück zum Primat der Erkenntnis. „Aber das Bewußtsein ist durch und durch Bewußtsein. Es könnte also nur durch es selbst begrenzt werden.“<sup>23</sup> „Es gibt ein unteilbares, unauflösliches Sein – keineswegs eine Substanz, die ihre Qualitäten als mindere Seinsweisen trüge, sondern ein Sein, das durch und durch Existenz ist.“<sup>24</sup>

Diese Zitate von Sartre erinnern stark an die Charakterisierung des Seienden durch Parmenides, die er bekanntermassen bereits vor 2500 Jahren vorgenommen hatte. In Fragment No. 8 seines Lehrgedichtes benennt Parmenides das Seiende beispielsweise als ungeworden, unvergänglich, ganz und „ein-artig“ sowie unerschütterlich.<sup>25</sup>

Auch der nächste Punkt, den Sartre auf Seite 25f in das „Sein und das Nichts“ benennt, nämlich die Unmöglichkeit das Sein als *Werdendes* aufzufassen ist schon bei Parmenides benannt. „Wie könnte deshalb Seiendes erst nachher sein, wie könnte es entstehen? Denn weder ist es, wenn es entstanden wäre, noch wenn es künftig einmal sein sollte.“<sup>26</sup> „Andererseits ist es unbeweglich/unveränderlich in den Grenzen gewaltiger Fesseln, ohne Anfang, ohne Aufhören...“<sup>27</sup> Begründung für die Ablehnung als Werdendes ist die Notwendigkeit einer Causa, die als Begründung vor einem werdenden Sein liegen muß. Diese Causa müßte wiederum seinsmäßig fundiert sein und so fort was uns wieder in den infiniten Regreß hineinträgt.

Sartre hat jetzt das Sein des Phänomens *für mich* begründet, nicht aber das Sein des Phänomens (an sich). Es ist doch ein Unterschied, ob man sagt, das Sein des Phänomens wäre das durch mich wahrgenommene oder aber das Sein des Phänomens

---

<sup>22</sup> a. a. O. S. 23

<sup>23</sup> a. a. O. S. 25

<sup>24</sup> a. a. O. S. 24

<sup>25</sup> Die Vorsokratiker I, Griechisch/Deutsch, Reclam Verlag Stuttgart 1983 Konkordanz nach Diehls/ Kranz 28B8 1f

<sup>26</sup> Diehls/ Kranz 28B8.18f

<sup>27</sup> Diehls/ Kranz 28B8 26

habe eine von mir unabhängige Existenz. „Das esse des Phänomens kann nicht sein percipi sein.“<sup>28</sup>

Sartre widmet sich nun der Aufgabe, einen ontologischen Beweis aus dem präreflexiven Sein des percipiens herzuleiten. Er greift zurück auf die gerade gewonnene Grundlage des Bewußtseins, die die Klippen des cartesianischen cogito erfolgreich umschiffte.

Das präreflexive Bewußtsein ist stets ein Bewußtsein von etwas. Das Bewußtsein setzt dementsprechend ein Objekt. Insofern das Objekt transphänomenal ist muss es die Reihe seiner Erscheinungen als unendlich setzen. Die unendliche Reihe aber kann nicht erscheinen. Wenn das Sein des Objektes in irgendeiner Weise auf das Sein des Bewußtseins bezogen werden soll, dann läßt sich dies nur auffassen als ein negativer Bezug beider Teile aufeinander. Das Bewußtsein wirft einen Schlagschatten von erkanntem Sein auf die Welt. Alles erkannte Sein kann kein Sein als Sein dem Objekt zugehörig sein. Das Sein des Objektes ist also alles Sein, was übrig bleibt, nämlich das unerkannte Sein. Hierzu gehört zum Beispiel der unendliche Teil der Reihe der nicht in Erscheinung getreten ist oder treten wird. Mit anderen Worten: vom Sein des Bewußtseins her gedacht wäre das Sein des Objektes genau derjenige Teil, der sich dem Bewußtsein entzieht, nämlich das *Nichts*. Sartre nennt dieses Sein auch einen *Mangel*.<sup>29</sup>

---

<sup>28</sup> Jean Paul Sartre: Das Sein und das Nichts Rowohlt Verlag Reinbek 1993 S. 33

<sup>29</sup> a. a. O. S. 35